

Ländliche Szenen: Die Uckermark als Transformationslandschaft

Kil, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kil, W. (2015). Ländliche Szenen: Die Uckermark als Transformationslandschaft. *Informationen zur Raumentwicklung*, 5, 487-493. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-65329-4>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ländliche Szenen

Wolfgang Kil

Die Uckermark als Transformationslandschaft

Jenseits der Städte und ihrer „Speckgürtel“ vollzieht sich in den ländlichen Peripherien Ostdeutschlands eine Umschichtung von Bevölkerung. Nach dem großen Exodus der ersten zwei Nachwende-Jahrzehnte gibt es wieder Neuansiedler. Ihr Mut, selbst in fast aufgegebenen Dörfern neue Existenzen zu begründen, lässt auf neue Attraktivitäten schließen. Die Uckermark kann für eine solche Neubestimmung als Paradebeispiel gelten. In dem traditionell schwach bevölkerten Landstrich beginnen Zugezogene bereits, eigene Strukturen innerhalb der vorgefundenen (und massiv erodierenden) sozialräumlichen Verhältnisse auszubilden. Kommen hier tragfähige Entwürfe zur Lebensbewältigung in postindustriell aufgelassenen Räumen ans Licht? Bietet das allgemeine Desinteresse an dünn besiedelten Regionen Wachstumskritikern und anderen „Changemakern“ eine Chance, selbstorganisiertes Leben und nachhaltiges Wirtschaften praktisch zu erproben? Oder entfalten sich wieder nur Rückzugsräume für einige Privilegierte, die sich dem Stress eskalierender Sozialkonflikte in den Ballungsräumen entziehen?

Theodor Hosemann (1807–1875), ein im preußischen Berlin viel gefragter Genre-maler, Illustrator und Karikaturist, malte im Jahr 1864 eine ländliche Szene von einiger Skurrilität. Darin schaut ein Pfeifchen rauchender und Strumpf strickender Ziegenhirt halb neugierig, halb belustigt auf ein seltsames Paar – zwei junge Gecken, die mit Zigarre und Spazierstock demonstrativ neueste städtische Lebensart durch die hügelige Landschaft tragen. Der Bildtitel klingt fast programmatisch: „Der Uckermärker und die Importierten“

Fast hundertfünfzig Jahre später begann der aus Berlin in ein uckermärkisches Restdorf gezogene Fotograf Roland Köhler eine Langzeitrecherche. Mit Kamera und Notizblock zog er weite Kreise durch seine neue Heimatregion, auf der Suche nach Menschen, die gleich ihm ihre städtische Existenz zugunsten eines Lebens auf dem Land aufgeben hatten. Aus den nebenher notierten Lebensberichten konnte er allherhand über deren Motive erfahren. Bemerkenswert an dieser Erkundung war, dass sie sich nicht auf die üblichen Verdächtigen, also auf Künstler oder anderweitige Sonderlinge beschränkte. Lust auf ein anderes Dasein regt sich nämlich quer durch alle möglichen sozialen Schichten. Aus der Porträtsammlung wurde ein Bilderbuch, das – wie anders kaum zu erwarten – in der be-



Theodor Hosemann (1807–1875): Der Uckermärker und die Importierten

Foto: Frau Bartsch, Villa Grisebach

treffenden Region recht bald vergriffen war. Sein Titel: „Die Zugezogenen. Neusiedler in der Uckermark“ (Köhler 2008; siehe S. 489).

Zwei bildnerische Kommentare zu einem Vorgang, der zum Schicksal dieser Landschaft zu gehören scheint wie das Gelb der Rapsfelder, die glitzernden Seen und neuerdings die weißen Windradwälder: Knappe hundert Kilometer von Berlin entfernt, hatte die Uckermark schon immer mit Begehr-

Wolfgang Kil
ist Architekt, Architekturkritiker
und Publizist.
w.kil@gmx.de

lichkeiten aus der Hauptstadt zu rechnen. Mit Einführung der Eisenbahn entdeckten Ausflügler die vor sich hin dösenden Ackerbürgerstädtchen und sorgten für bescheidenen Fremdenverkehr. Während zu DDR-Zeiten viele junge Dörfler lieber ihr Glück in den Städten suchten, richteten sich im Gegenzug naturhungrige Städter verlassene Landarbeiterkaten, Bauernhäuser oder Dorfgasthöfe mühselig zu Zweitwohnsitzen her, wo sich dann Freundeskreise zu rauschenden Gartenfesten trafen. Mit ihrer Erzählung „Sommerstück“ hat Christa Wolf (1989) diesem Milieu stadtlüchtiger Intellektueller und Künstler ein literarisches Denkmal gesetzt.

Seit der Epochenwende von 1990 kämpft die Region nun mit den Folgen eines brachialen Strukturwandels: Geringe Wirtschaftskraft und fehlende Erwerbsmöglichkeiten trieben die Menschen in Scharen davon. Um die Jahrtausendwende schien die Uckermark von schierer Entvölkerung bedroht. Doch selbst für die immer weniger werdenden reichen die herkömmlichen Arbeitsangebote nicht. Der Agenturbezirk Prenzlau gehört zu den Schlusslichtern auf der bundesweiten Skala der Arbeitslosigkeit; wenig tangiert von neueren Aufschwungsdaten pendeln die Werte unvermindert um die 20 %.

Uckermark – die schöne Gegend

Die Uckermark ist wunderschön. Toskana des Nordens – das klingt nach billiger Reklamelyrik, aber es trifft die Stimmung dieser weiten, welligen Horizonte ziemlich genau. Ein Land voller Licht, wo man die Jahreszeiten an ihren Farben erkennt. Fast jedes Dorf hat seinen Badesee. Und Sonnenuntergänge, dass es einem noch jedes Mal den Atem verschlägt.

Doch die Uckermark ist auch Randregion. Im Planer- und Verwaltungsjargon gehört sie zum „äußeren Entwicklungsraum“, womit erst einmal die rein geographische Entfernung des Landkreises von der Metropole Berlin gemeint ist. Aber dieses schlicht geographische Abseits bedeutet inzwischen auch eine größere Distanz zu den Geldtöpfen des Staates: Solange immer knappere Fördermittel nach dem Prinzip „Stärken stärken“ verteilt werden, haben periphere

Landesteile das Nachsehen. Da es für alle nicht reicht, so die (zumindest im Land Brandenburg) geltende Devise, solle man sich da draußen halt mit dem Wenigeren arrangieren.

„Dort draußen“ macht man sich auf all das seinen eigenen Reim. Die Uckermark ist seit der Wende von einem reichlichen Viertel ihrer Bewohnerschaft verlassen worden. Muss das wirklich verwundern? Und droht da tatsächlich gleich ein Untergang? Schon immer gehörte die Gegend zu den am dünnsten besiedelten Regionen ganz Deutschlands, nach den statistischen Kriterien der Vereinten Nationen gilt sie mit ihren 42 Einwohnern pro Quadratkilometer (2011) längst als „unbesiedeltes Territorium“. Man hat sich also auf skandinavische Verhältnisse einzustellen, unter denen Infrastrukturen in gewohntem Umfang nur schwer aufrechtzuerhalten sind. Längst verfügt nicht mehr jedes Dorf über einen Einkaufsladen. Um Schulen und Kinder-einrichtungen kämpfen Gemeinderäte verbissen, Busse verkehren seltener oder gar nicht mehr. In Sachen ärztlicher Grundversorgung wird neuerdings ganz öffentlich von „Notstandsgebieten“ geredet. Der Verlust an allgemeiner Lebensqualität für jene, die unter solchen Verhältnissen weiterhin ausharren (nicht selten ausharren müssen), ist mit Statistiken gar nicht zu messen. Psychologisch wirkt er dafür umso gravierender: Der letzte symbolträchtige Kontakt zur weiten Welt wird gekappt, wenn die Post schließlich ihren Briefkasten vom Dorfplatz abmontiert und ein paar Kilometer weiter aufstellt, irgendwo an einer Fernstraßenkreuzung.

Uckermark – die neue Lage

Seit Menschengedenken klassisch ostelbisch, d. h. von riesigen Gütern und ärmlichen Landarbeiterdörfern geprägt, hat es, mit Ausnahme von Schwedt, nennenswerte Industrie in der Uckermark kaum gegeben. Kleinproduzenten kommen auf lokaler Ebene einigermaßen zurecht. Die großflächige und hochtechnisierte Agrarwirtschaft produziert auf international konkurrenzfähigem Niveau, beschäftigt aber nur noch einen Bruchteil an Menschen im Vergleich zu früher. „Den Betrieben geht es immer besser, den landwirtschaftlich geprägten

(1)
Die Zahlen stammen aus 2010, es ist davon auszugehen, dass sie sich in der Zwischenzeit noch weiter zugunsten der Zuwanderer verschoben haben.

Regionen immer schlechter“, lautet ein paradoxes Resümee des Strukturwandels im Agrarsektor. „Die Dörfer, über Jahrhunderte eng mit der Landwirtschaft verbunden und auf die Leistungen der Agrarbetriebe für die Erhaltung der Infrastruktur und die dörfliche Kultur angewiesen, verlieren ihre Grundfunktion“ (Land 2007). Diese Entwicklung entzieht allen Bemühungen um eine sozial ausgeglichene Entwicklung ländlicher Räume nach herkömmlichem Muster die ökonomische Grundlage. Wenn sie nicht im Umland der Städte zu „Wohnsiedlungen im Grünen“ werden, weiß eigentlich keiner, wozu Dörfer heute noch dienen sollten.

Zur allgemeinen Überraschung herrscht in manchen Randregionen jedoch nicht nur ein Gehen, sondern auch ein Kommen. Unbeeindruckt von allen Negativschlagzeilen wächst hie und da die Bewohnerzahl wieder. Auf die etwa sechstausend Menschen, die die Uckermark Jahr für Jahr verlassen, kommen inzwischen fast schon viertausend Zuzügler.¹ Regionen im Wandel, die ihre neue Bestimmung noch nicht gefunden haben, sind für manche Menschen geradezu eine Verheißung: für Leute, die einfach mehr Platz, mehr Himmel und vielleicht für den Holundergelee einen alten gemauerten Küchenherd brauchen, um sich – als Familie, als Künstler oder einfach als Naturfreunde – zu entfalten. „Für dünner besiedelte Räume gilt, dass Bodenwerte und Regelungsdichte niedriger sein können als in hochverdichteten Räumen“, waren sich Experten der BTU Cottbus schon vor Jahren sicher. „So können Freiräume und Milieus entstehen, die attraktiv sind für Menschen mit alternativen Lebensentwürfen“ (zit. n. Kil 2004: 157). Hier müssten sich Zonen mit utopischem Potenzial finden lassen für soziale und gestalterische Experimente, denn „wo Lebensräume durch Gebrauch und nicht durch Eigentum definiert werden, entsteht Raum für ein weniger entfremdetes Leben“ (Sieverts 2003).

Neugierige, Tatendurstige, unruhige Geister – für diesen Typus des Neusiedlers haben Planer und Soziologen den Begriff *Raumpionier* erfunden. „Pionier“ klingt nach Aktivsein, nach Entdeckung und neuer Praxis. Im Unterschied zum historischen Sommerfrischler oder zum Wochenendpendler suchen Raumpioniere das Dasein fern urbaner



Titelblatt des Fotobandes „Die Zugezogenen“ von Roland Köhler, 2008

Geschäftigkeit weniger der Kontemplation oder Idylle wegen, sondern weil sie ein Programm verfolgen. Leben in selbstgewählter Gemeinschaft und/oder im Einklang mit der Natur, neuerdings immer öfter auch ökonomisches Einrichten in überschaubaren Kreisläufen. Indem Raumpioniere am neuen Ort ihr eigenes Leben zu verändern suchen, nehmen sie – ob gezielt oder ungewollt – Einfluss auf die Entwicklung ihrer Nachbarschaft, am Ende gar ihrer Region. „Raumpioniere sind allerorten gefragt“, hat der Landschaftstheoretiker Thies Schröder (2006) beobachtet. „Städte und Staat werben um sie und bemühen dabei die Leitbilder der Auswanderung oder des Wiederaufbaus. Es geht immer wieder um die Kultivierung von Flächen, die ansonsten aus einem Kulturzusammenhang herauszufallen drohen.“ Eines jedoch würde dabei allzu leicht verdrängt oder verschwiegen: „Die Bereitschaft zu Pionierleistungen [wird] in der Regel von denjenigen erwartet, die [in den kritischen Randlagen, W.K.] bleiben können, weil sie in irgendeiner Weise soziale Absicherung erreicht haben“ (ebd.). Ein Leben in Regionen, die mit immer weniger öffentlicher Fürsorge auskommen müssen, verlangt nämlich Bereitschaft zum Risiko und ein hohes Maß an Belastbarkeit. Der Einzelne hat sich mehr zu kümmern, ist mit mehr Entscheidungen auf sich gestellt, sollte neben ökonomischer auch über technische Autarkie verfügen (Auto, ausgiebige Internet-Kompetenz), wofür er dann, im Idealfall, beträchtlichen Entfaltungsspielraum gewinnt. Umstände also, wie geschaffen für Typen, die früher „Aus-

steiger“ (Naturfreund, Künstler, Eigenbrötler ...) hießen und die man heute, geradezu euphorisch, *Kreative* nennt.

Doch wie der Begriff genauso intendiert, sind *Raumpioniere* eben auch Wegbereiter, klassische „*first movers*“, die beweisen, „dass da etwas geht, obwohl immer alle sagen, dass da nichts geht“ (Welzer 2013: 150). Zum Erfolg gehört nun mal, dass er Nachahmer anzieht. Pionier-Projekte, deren Attraktivität sich herumspricht, werden immer häufiger zu „Landungsbrücken für weitere Städter“ (Burke/Harmel/Jank 2015). Und dann trifft man eben nicht mehr nur jugendliche Nestflüchter auf der Suche nach experimenteller Selbstverwirklichung, sondern überraschend viele gestandene Familien jeglichen Alters mit ökonomisch tragfähigen Existenzen. „Kreativ“ bei der Suche nach alternativen Lebensmodellen sind ja auch Sozialarbeiter, die mit ihren Selbsthilfegruppen aufs Land ziehen, ehemalige Agrarfachschüler mit Faible für Biolandbau, Architekten und Handwerker, denen der Sinn nach Holz und Lehm und Schilfklärteichen steht. Regelrechte Ansiedlungsschwerpunkte haben sich in der Uckermark rings um Taschenberg und um Wallmow gebildet – zwei Orte, an denen Eltern gemeinschaftlich Freie Schulen gründeten. Spätestens da kommt der experimentelle Nutzen einer „Region im Wandel“ gut zum Vorschein: Während man überall im Land rückläufige Geburtenraten beklagt, scheint für Kinderfreunde das „Neuland“ eindeutig Standortvorteile zu bieten.

Reibereien programmiert

Alles wohlklingende Reden über Zuzügler oder *Raumpioniere* sollte die naheliegenden Konflikte nicht ausblenden. Im Grunde müssen die ländlichen Räume Ostdeutschlands, und hierbei besonders vehement die Einzugsbereiche einiger weniger Großstädte, einen ungeheuer einschneidenden Vorgang verkraften: einen (schrittweisen) Bevölkerungsaustausch. Nach dem Weggang vornehmlich der Jüngeren, der besser Qualifizierten (und unter denen wiederum vornehmlich der Frauen) blieben die weniger Beweglichen zurück, die Älteren und jene, die sich zu sehr in der Heimat verwurzelt fühlen, als dass sie anderswo einen neuen Anfang suchen (oder wagen) würden. Jene

Bleibenden, oft pauschal als „Verlierer des Strukturwandels“ etikettiert, sehen sich nun mit neuen Nachbarn konfrontiert, die mit den unterschiedlichsten Erwartungen und womöglich Illusionen, oft auch mit ziemlich fremden Lebensstilen inmitten generationenlang fest strukturierter Umgebungen auftauchen. Die da ihren Städten den Rücken kehren, müssen nicht unbedingt jünger sein, sie sind auch nicht immer höher, aber stets auffallend anders qualifiziert.² Sie bringen neuzeitliches Wissen, nie gekannte Kontakte und oft völlig anders orientiertes Knowhow in ihre neue Wahlheimat. Sie haben nicht nur Routine im Umgang mit Förderern und deren Modalitäten, ohne Scheu treten sie auch oft den „Marsch durch die Institutionen“ an, lassen sich in lokale oder regionale Gremien wählen.

Gerade bei zahlreicher Zuwanderung entstehen so in den betroffenen Dörfern erst einmal parallele Lebenswelten, denn unterschiedlicher könnten beide Fraktionen mit ihren jeweiligen Erwartungen und Leitbildern kaum sein: Einerseits die städtisch, dazu oft auch westdeutsch sozialisierten Zuzügler mit ihrer Begeisterung für die landschaftlich reizvollen Räume – andererseits die Alteingesessenen mit ihren Verlust Erfahrungen und eher prekären Zukunftsaussichten, die an der Verlassenheit jener Landschaften schier verzweifeln. Geradezu klassische Streitfälle treibt diese Konstellation immer dann hervor, wenn die „Neuen“ ihre romantisch-ländliche Bilderwelt gegen jede Modernisierung, sprich: „Verschandelung“ verteidigen, also wenn die „Alten“ für ihre holperige Dorfstraße endlich auch Asphalt wollen oder ihre verkumpelten Häuser im Baumarkt-Stil begradigen. Ein hierzu befragter Architekt, der gerade wegen seiner Leidenschaft für Heuballen- und Lehmbauweisen in die Uckermark wechselte, war immerhin davon überrascht, wie schnell er anhand positiver Beispiele mit den Alt-Nachbarn ins Fachsimpeln und sogar zu Anerkennung seiner Bauauffassungen kam. Inzwischen sieht er seine eigentlichen Kontrahenten eher in den „reinen Geldmenschchen“, die unter den Zuzüglern seines Dorfes allmählich die Mehrheit bildeten: Mit denen ziehe eine „vorstädtische Renommier-Ästhetik“ ein, die jedes Gespür für baukulturelle Eigenheiten des dörflichen Umfeldes vermissen ließ.³

(2)
Unter den Neusiedlern liegt der Anteil an Akademikern weit über dem allgemeinen Bevölkerungsdurchschnitt.

(3)
Interview mit Jörg Wappler, dem Gründer von WOF-Architekten mit Sitz in Berlin und Melzow/Uckermark, am 25. Juni 2015.

Die scheinbar nebensächliche Beobachtung illustriert geradezu idealtypisch jenen heiklen Vorgang, wenn unlängst noch vom Aussterben bedrohte Dörfer im Einzugsbereich von Metropolregionen „ganz allmählich zu Wohnorten oder Rückzugs- und Freizeitorten einer privilegierten Mittelschicht [werden], die bewusst diesen (teilweise auch wieder neu inszenierten) ländlichen Lebensstil als Erholung von der Stadt und dem beruflichen Alltag betrachtet und sich geradezu wünscht, dass diese Dörfer nicht in dem Maße urbanisiert werden – weil dann schließlich zu befürchten wäre, dass auch dort die gleichen ‚Stressfaktoren‘ auftreten, die man aus der Stadt schon kennt“ (Baum 2014: 130).

Weniger konfrontative, doch ebenso aufschlussreiche Motive und Interessenlagen können den recht häufigen Denkmalsinitiativen zugrunde liegen. Bei der Rettung alter Dorfkirchen in Brandenburg etwa sind es zumeist Zugezogene, die als Initiatoren und Wortführer eine Schlüsselrolle spielen – und zwar nicht immer nur aus Sorge um das gefährdete Bauwerk. Nicht selten geschieht solches Engagement in der Hoffnung, durch gemeinschaftliche Aktionen „den müden Laden wieder in Schwung zu bringen“, und auf diese Weise einen erweiterten Dorfzusammenhang zu stiften, der auch die Neankömmlinge endlich einbezieht. Da geht es beim kollektiven Ringen um Denkmalschutz letztlich dann doch um eher Persönliches: um Identität in und mit ihrer neuen Heimat, um „etwas, woran sie andocken können“ (Hetzer 2010: 176).

Wo solche Bemühungen ausbleiben, wird es wohl geschehen, dass noch nach Jahren die Einen über die Anderen als Fremde reden. Wie eine breit angelegte Fallstudie zum bereits erwähnten „erfolgreichen“ Dorf Wallmow herausfand, findet Integration nämlich „im Rahmen bestimmter sozialer Netzwerke statt. Innerhalb dieser Netzwerke gibt es intensive Kooperationen, *zwischen* den Netzwerken sind diese aber nur schwach ausgeprägt. [...] Unterschiedliche Sozialisierungen begründen verschiedene Interessen und [...] bringen ihre eigenen Freizeitgruppen hervor. Daher gibt es nicht einfach *die* Integration in *die* Dorfgemeinschaft“ (Links/Weber 2008: 115; Hervorhebungen W. K.).



Ansichten aus Melzow, Uckermark

Fotos: Wolfgang Kil

Zwischenfazit – Melzower Einsichten

Melzow liegt auf sanftem Hügel und bietet einen grandiosen Panoramablick viele Kilometer weit über beide Uckerseen bis nach Prenzlau. Vier bis fünf Mal im Jahr ist das alte Dorf Treffpunkt für Musikfreunde aus der weiteren Umgebung, denn das hingebungsvoll instand gesetzte Melzower Kirchlein gehört zu den Spielorten der alljährlichen „Uckermärkischen Sommerkonzerte“. Einheimische und von Jahr zu Jahr mehr „Auswärtige“ – d. h. Urlauber oder echte Zuzügler – sitzen da gedrängt in den knarrenden Bänken und lauschen alten Chorälen, barocker Kammermusik, manchmal Gospelsängern und zum Saisonabschluss auch mal gepflegtem Jazz. Nach den Konzerten pilgert die Zuhörerschaft in die eigentlich seit Jahren geschlossene Dorfkneipe, um zwischen verstaubten Tapeten und Wachstumdecken diesen außergewöhnlichen Abend bei Flaschenbier und bunten Likören „ein bisschen wie früher“ ausklingen zu lassen.

Ob es am Panoramablick liegt oder an der nahen Bahnstation: Melzow zählt mittlerweile zu den Uckermark-Dörfern, in denen keine Häuser mehr leer stehen, für Baugrundstücke sind fast schon städtische Preise erreicht. In Etappen wie aus dem Lehrbuch hat sich hier der Wandel der Bewohnerschaft vollzogen, von den ersten Aussteiger-Enthusiasten über die integrationswilligen Landleben-Sucher und Kulturdenkmalschützer bis schließlich zu den notorischen „Besserverdienern“, die weder abenteuerliche Freiräume noch rurale Bautradition suchen, sondern respektable „Landsitze“, möglichst noch mit Bungalow hinten im Garten, für den Urlauberbetrieb.

Die neue Bewohnerstruktur hat dem Dorf nicht nur einige auffällige Neubauten beschert, sondern auch neue Facetten im kulturellen Angebot. In regelmäßigen Abständen lädt eine im literarischen Milieu gut vernetzte Neu-Melzowerin neuerdings zu Lesungen durchaus hochkarätiger Autorinnen und Autoren, die für so einen Salonabend schon mal von München oder Marburg anreisen. Mehr noch als die oft hochambitionierte literarische Attitüde fasziniert an solchen Abenden das ganze Drum und Dran: In beinahe familiärer Vertrautheit begegnen sich dort Gäste ver-

schiedenster Couleur aus diversen Dörfern im weiten Umkreis. Man bestaunt den Vortragsort, ein vom Mitveranstalter selbst erbautes Lehmhaus, und bedient sich (für einen freiwilligen Obolus) am Büfett der von allen mitgebrachten Leckereien. Das Ende der Lesung bedeutet beileibe kein Ende des Beisammenseins, es kann spät werden an solchen Abenden, und gerade zu später Stunde klärt sich der eigentliche Charakter der Veranstaltung: Hier konstituieren und erleben sich die Neu-Uckermärker als die ländliche Variation ihres früheren Daseins – als „Szene“. Wobei sich auch da Vorzüge benennen lassen: „Was nimmt man denn vom Überangebot der Stadtkultur wirklich alles wahr? Hier draußen werde ich mit Musiken oder Texten konfrontiert, zu denen ich mich dort wahrscheinlich gar nicht aufgegriffen hätte. Hier leistet man sich das, wegen des Zusammenseins.“ Ein überraschender Vergleich, genauso, wie viele Zuzügler von der erstaunlichen Wirkung schwärmen, die selbst kleine „Einmischungen“ auf dem Land haben können – verglichen mit den häufigen Frustrationen, die städtische Initiativen angesichts komplexer politischer Gemengelagen in aller Regel erleiden.

Die fortschreitende Neubesiedlung ehemaliger Agrarlandschaften bringt inzwischen „neue hybride Lebensstile“ hervor, in denen prägende Stadterfahrung sich mit dem Wunsch nach ländlicher Lebensqualität überlagert. „Insbesondere Kreativarbeitern und Akademikern [...] gelingt es, die essenziellen Fähigkeiten einer globalisierten Wissensgesellschaft, bei der Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit, Netzwerke und kreative Innovationen im Mittelpunkt stehen, für neue selbstbestimmte Lebenskonzepte zu nutzen“ (Burke/Harmel/Jank). In den immer häufiger zu beobachtenden dörflichen „Szenen“ stehen Fragen des guten Lebens ohne Zweifel im Vordergrund. Die berühmte Frage „Haben oder Sein“ scheint hier ausdiskutiert.

Aus dieser „Verwebung von städtischen und ländlichen Lebensformen“ erwarten optimistische Sozialforscher dringend überfällige Impulse zur Stabilisierung des ländlichen Raumes. Währenddessen haben knallhart rechnende Pragmatiker sämtliche Böden – die einzige materiell produktive Ressource der Uckermark – für Windfelder und Silomaisplantagen unter sich aufgeteilt.

Literatur

- Baum, Detlev, 2014: Dorf und Stadt als idealtypische Konturen und Lebensräume in Ost und West. In: Nell, Werner; Weiland, Marc (Hrsg.): Imaginäre Dörfer: Zur Wiederkehr des Dörflichen in Literatur, Film und Lebenswelt. Bielefeld.
- Burke, Mathias; Harmel, Eleonore; Jank, Leon, 2015: DIE LÄNDLICHE VERHEISSUNG. Städter als neue Akteure auf dem Land. Masterthesis an der TU Berlin. Berlin.
- Hetzer, Maria, 2010: Nicht nur schöne Hüllen ... In: Kulturstiftung des Bundes (Hrsg.): Zeitspenden. Kulturelles Engagement in den neuen Bundesländern. Halle/Saale.
- Kil, Wolfgang, 2004: Luxus der Leere – Vom schwierigen Rückzug aus der Wachstumswelt. Wuppertal.
- Köhler, Roland, 2008: Die Zugezogenen. Neusiedler in der Uckermark. Templin.
- Land, Rainer, 2007: Die neue Landwirtschaft und die Dörfer. Gibt es noch Chancen für ländliche Entwicklung? Vortragsmanuskript. Zugriff: <http://www.rla-texte.de> oder <https://www.ti.bund.de/>.
- Links, Josephine; Weber, Christin, 2008: Musik und Bewegung als Gemeinschaftserlebnis. Berliner Blätter: Ethnographische und ethnologische Beiträge, Heft 45 (hrsg. von Leonore Scholze-Irlitz: Perspektive ländlicher Raum. Leben in Wallmow/Uckermark).
- Schröder, Thies, 2006: Freiräume in der Stadtentwicklung. Deutsches Architektenblatt, 7/2006, S. 14.
- Sieverts, Boris, 2003: Vom Reichtum des Informellen. Deutsche Bauzeitung, 7/2003, S. 55.
- Welzer, Harald, 2013: Selbst denken: Eine Anleitung zum Widerstand (6. Auflage). Frankfurt a. M.
- Wolf, Christa, 1989: Sommerstück. Berlin.